



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sodoms Ende

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zaun, der Heuschaber, der kaum bewegte Kanal, eine Baumgruppe mit unergründlich tiefschattenden Kronen vor einem bescheidenen Landhause, sie alle haben in den Radirungen Rembrandts etwas Sehnsuchterweckendes und Stimmungserregendes, wie kaum je in der Natur. Wie dazu die meist geringe Staffage gewählt ist, wie sich erst beim nähern Zusehen aus den tiefen Schatten ein lachendes Paar herauszulösen beginnt, dort ein Landmann sorgend in die Weite blickt — alles verrät uns, daß dem Künstler das Gesehene nicht nur eine willkommene Anregung zur malerischen Wiedergabe gewesen ist, sondern daß er sich tief innerlich mit dem Wesen der ihn umgebenden, an sich ziemlich reizlosen Natur verwachsen fühlte. Dies nannten wir oben protestantische Naturauffassung, es liegt weit ab von jener Vorstellung, daß aus der Natur nur der gewaltige, allmächtige Gott zu uns rede, oder daß alle Kreatur in ihrem Glanze und ihrer Pracht nur einen volltönigen Hymnus auf die überirdische Macht des Schöpfers anstimmen müsse. Es fehlt das dekorative, das feierliche Element, wie es etwa die Landschaften eines Rubens mit ihrem Regenbogenlicht und ihren wohlverteilten Farbenreizen in sich tragen. Freilich, daß sich auch die sinnige, gemütvollte Auffassung eines Rembrandt zum Erhabenen steigern konnte, zeigt die von jeher als Perle unter seinen Radirungen geschätzte Landschaft mit den drei Bäumen. Hier ist auch die Wolkenbehandlung, die für die holländischen Landschaftler das Hauptproblem bildete, wirkungsvoll in die Gesamtstimmung hineingezogen, und die rechts auf sonst baumloser Düne aufragenden schlichten drei Bäume ergreifen den Beschauer mit derselben Unwiderstehlichkeit, wie die gewaltigen, oft auch gewaltigen Symphonien, die Ruysdael mit Sturm- und Sturzbachgebräus aufzuführen liebt.



Sodoms Ende



Das Fell der Reklametrommel war diesmal in voreiligem Siegesrausche zu stark angespannt, um ein paar Töne zu hoch gestimmt worden. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären statt des Triumphgesanges die dumpfen Wirbel eines Trauermarsches herausgekommen, und der Apparat war doch wieder so geschickt gehandhabt worden, daß er von Bern bis Königsberg, von Hamburg bis Wien seine Schuldigkeit that. Freilich scheint die Trauer, als urplötzlich das polizeiliche

Verbot die seit Jahresfrist gehegten Hoffnungen auf goldne Ernten zu nichte zu machen schien, im Direktionsbüro des Berliner Lessingtheaters größer gewesen zu sein, als im Lager des Dichters und seiner journalistischen Unternehmer und Teilhaber. Während der bedrängte Theaterdirektor die Sache realistisch vom Standpunkte seiner Klasse auffaßte und die maßgebenden Instanzen durch Nachgiebigkeit, durch Preisgebung der beanstandeten Stellen umzustimmen suchte, gefielen sich Sudermann und seine litterarischen Genossen in der Rolle entrüsteter Sittenprediger, die in ihrem heiligen Vorhaben durch die Blindheit der Obrigkeit gestört würden. Als es dem Direktor bereits gelungen war, den Behörden eine mildere Auffassung von „Sodoms Ende“ beizubringen, versandte die Redaktion des „Magazins für Litteratur,“ das nach häufigen Wandlungen kürzlich in den Besitz der Verleger Sudermanns übergegangen ist, das also, wie sich der „Berliner Börsenkurier“ in seiner zaghaften Art ausdrückt, dem Dichter „litterarisch nahesteht,“ eine Erklärung, in der sie mit der Veröffentlichung des verbotenen Stückes in seinem Wortlaut drohte. Sie hat damit eine Weile gewartet, und als sie mit den ersten Szenen des Dramas kam, war die sittliche Entrüstung einer merklichen Abkühlung gewichen, nachdem die erste Aufführung einen sehr ruhigen, von keinem Sturm erschütterten Verlauf genommen hatte. Gegen alle theatralischen Wetterregeln hat es keinen Kampf widerstrebender Elemente, keinen Streit litterarischer Parteien gegeben, und wer behauptet, daß das Publikum der ersten Aufführung eine ungewöhnliche Erregung gezeigt habe, der lügt entweder, oder er hat noch nie vorher der ersten Aufführung eines neuen Schauspieles in einem Berliner Theater beigewohnt. Die Grundstimmung des Publikums senkte sich von gespannter Erwartung schnell zur Enttäuschung, und von da war nur noch ein kleiner Schritt zur Langeweile, um die sich der Dichter in seinem Bestreben, der Natur möglichst nahe auf den Leib zu rücken, redlich bemüht hat. Seit Menschengedenken hat das stärkste aller Reklamemittel, das polizeiliche Verbot, zum erstenmale seine Wirkung versagt, und noch dazu versagt, trotzdem daß der juristische Beistand aller von der Zensur bedrängten Schriftsteller und Künstler aus dem freisinnigen Lager, der Rechtsanwalt und freisinnige Agitator Dr. Grelling, seine gewaltige Stimme gegen die Theaterzensur im „Magazin für Litteratur“ erhoben hatte.

Das ist ein Fall, der in erster Linie den Reklamebüreaus zu denken giebt und sie zu einer gründlichen Verbesserung ihrer keineswegs an Schüchternheit leidenden Einrichtungen veranlassen könnte. Der Fall kann aber auch zu ernstern Betrachtungen anregen. Haben die zwei Jahre, die seit dem Tode des großen Kaisers verflossen sind, wirklich ausgereicht, um auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens — wir wollen nicht sagen: eine Versumpfung — aber eine allgemeine Unsicherheit, eine Unlust des Schaffens, eine Abstumpfung gegen jede Autorität herbeizuführen? Ist das polizeiliche Verbot eines Theater-

stückes, das in der That, wie die Aufführung gelehrt hat, auch trotz mancher Säuberungen gegen die guten Sitten verstößt, eine Handlung von so geringer Bedeutung, daß sie nicht einmal eine Opposition, eine Gegendemonstration verlohnt?

Die eine, in erster Linie zuständige Behörde verbietet das Stück, wie wir aus Achtung vor ihr glauben, aus wohl erwogenen Gründen, und die höhere Behörde gestattet die Aufführung, wieder aus wohl erwogenen Gründen, und sie hat Recht behalten, weil durch die Aufführung kein öffentliches Ärgernis erregt worden ist und die durch die Presse vertretene öffentliche Meinung mit Ausnahmen, die wenig oder gar nicht in Betracht kommen, das Schauspiel von ästhetischen wie von moralischen Gesichtspunkten verurteilt hat. Aber der Öffentlichkeit sind die Begründungen beider Behörden vorenthalten worden, und das ist ein Fall, der neben vielen andern dazu beitragen muß, die Unsicherheit des öffentlichen Urteils zu erhöhen. Es ist behauptet und nicht amtlich widerlegt worden, daß der Berliner Polizeipräsident bei seinem Verbot einer Weisung von höchster Stelle gefolgt sei, nach der nicht bloß der einzelne Fall, sondern die ganze Richtung, die das Sudermannsche Schauspiel vertritt, beurteilt werden sollte. Andre Erwägungen in Zwischeninstanzen sind anscheinend zu der Meinung gelangt, daß diese Richtung — es ist die naturalistische, die ihre Aufgabe in der wahrheitsgetreuen Schilderung des Lasters, angeblich zu seiner Bekämpfung, sieht — den Keim des Todes in sich trägt, und daß sie um so schneller zu Grunde gehen wird, je mehr man ihr freien Lauf läßt. Das ist eine Anschauung, die man gelten lassen kann, und die sich auch bei den Aufführungen von „Sodoms Ende“ als richtig erwiesen hat. Aber während sich diese ohne aufregende Zwischenfälle an einander reihen, meldet der „Reichsanzeiger,“ daß die zur Verteilung des Schillerpreises niedergesetzte Kommission ihre Entscheidung bis auf weiteres aufgeschoben habe, und einige Zeitungen sind sogleich bei der Hand, Gründe dafür anzugeben. Es soll sich in der Kommission eine starke Minderheit dafür ausgesprochen haben, daß Sudermanns Schauspiel „Die Ehre“ dasjenige Stück sei, das in den letzten Jahren die stärksten und nachhaltigsten Erfolge errungen und die öffentliche Meinung am lebhaftesten beschäftigt habe, und daß es demnach mit dem Schillerpreise auszuzeichnen sei. Weil man sich nicht darüber einigen konnte, sei die Zuerkennung des Preises hinausgeschoben worden. Gegen alles Herkommen scheuen sich die Zeitungen nicht mehr, bei jeder Kleinigkeit die Person des Kaisers in die Debatte hineinzuziehen, weil amtliche Widerlegungen entweder gar nicht mehr erfolgen oder so lange hinausgezogen werden, daß sich schließlich niemand mehr erinnern kann, wer eigentlich der Betroffene ist, gegen wen sich die Berichtigung wendet. Es wird jetzt weiter verbreitet, daß der Kaiser sich nicht dazu entschließen könne, das Lessingtheater zu besuchen und sich durch eigne Anschauung ein Urteil über das Sudermannsche Schau-

spiel „Die Ehre“ zu bilden. Die Zeitungen melden ferner, daß sich der Kaiser Ernst v. Wildenbruchs neuestes geschichtliches Drama „Ein neuer Herr“ von dem Verfasser habe vorlesen lassen, und daß er sein Wohlgefallen darüber geäußert habe. Neben solchen Mitteilungen, die ihre sachliche Begründung in dem halbamtlichen Hofbericht finden, läuft aber die Legende einher. Man erzählt sich in Kreisen, die dem Dichter nahe stehen, daß der Kaiser sich gegen das im „Deutschen Theater“ aufgeführte Schauspiel Wildenbruchs „Die Haubenlerche“, das sich auch in Ausschreitungen des Naturalismus gefällt, ablehnend geäußert habe.

Das ästhetische Urteil über Sudermann und „Sodoms Ende“ kann natürlich durch solche publizistischen Machenschaften, durch Zeitungsmanöver und öffentlichen Klatsch nicht beeinflusst werden. Aber es wäre doch an der Zeit, der Ausnutzung hoher Personen für unlautere Zwecke einen Riegel vorzuschieben, damit die große Masse, die nicht selbst urteilen kann, das Gefühl der Sicherheit wiedergewinne, das in den letzten Monaten, wenn auch nicht stark erschüttert, so doch stark auf die Probe gestellt worden ist.

„Sodoms Ende“ ist nun freilich nicht dazu angethan, uns in diesem Punkte zu beunruhigen. Es beunruhigt überhaupt nicht, sondern langweilt nur, und wenn es wirklich Beunruhigungen hervorgerufen hat, so können davon nur die Kreise der Berliner Finanzwelt betroffen worden sein, die in dem hohlen, wüsten Treiben des Salons der Bankiersfrau Adah Barezinowski ein Spiegelbild ihres eignen Daseins erkannt haben sollen. Diese Erkenntnis soll ihnen erst später gekommen sein. Denn am ersten Abend spendeten die Zuhörer des ersten Ranges und der Logen lebhaften Beifall, weil ihre Mehrzahl Sudermann für den ihrigen hielt, und die ganze Angelegenheit am Ende zur Parteisache geworden war. Vielleicht sind ihnen erst die Augen geöffnet worden, als das sozialdemokratische „Berliner Volksblatt“ im höchsten Pathos sittlicher Entrüstung schrieb: „Der Dichter, der solch eine flammende Anklagechrift wider das Bestehende in die Welt schleudert, hat etwas verspürt vom Wehen der kommenden Zeit, und sein scharfes Ohr vernahm den wuchtigen Schritt des Schicksals, das mit eherner Rücksichtslosigkeit die alten abgelebten Formen in Scherben schlagen wird, um neue Bildungen, um lebenskräftige Gestalten an jene Stelle zu setzen.“ Und die „Germania“, das Organ des katholischen Radikalismus, das niemals fehlt, wo es seine sozialdemokratischen Brüder unterstützen kann, machte die Charakteristik noch deutlicher, indem sie unmittelbar zum Angriff auf die angeblich von Sudermann gemeinten Kreise losging. „Diese Sudermannsche Gesellschaft existirt — so behauptet die „Germania“ —, aber sie ist nicht die „Berliner,“ nicht die ganze Gesellschaft. Es sind hauptsächlich gewisse Börsenkreise und was sich ihnen anschließt, welche diese Gesellschaft bilden, die Geldaristokratie, welche schnell reich geworden ist, ohne die Noblesse der Gesinnung zu übernehmen, die man in der wirklichen,

guten Gesellschaft Berlins noch immer finden kann. Das schlimmste aber ist, daß die Sudermannsche Gesellschaft sich bis in die Presse und Litteratur hinein erstreckt und hier ihre Macht in verderblicher Weise zur Geltung bringt. Daß die Juden eine hervorragende Rolle in diesen Kreisen spielen, ist wohl nicht zufällig. Wir aber sagen: Wehe der Gesellschaft, die sich auf solche Grundlagen stützen muß! Es ist bezeichnend, daß selbst die „Kreuzzeitung,“ die sonst die dritte im Bunde zu sein pflegt, wo es gilt, solche Anklagen zu erheben, bestreitet, daß die Sudermannschen Zeichnungen Bilder nach dem Leben seien, es müßte denn sein, daß „die Kreise, in denen der Verfasser die lebenden Originale vorfand, geheime Verbindungen tiefster Unsitlichkeit“ sind.

Man sieht deutlich aus diesen einander widersprechenden Stimmen, wohin sich der Schwerpunkt des ästhetischen Urteils verschoben hat. Man fragt nicht mehr, inwiefern ein Kunstwerk den ewigen Gesetzen der Kunst entspricht, sondern wie es sich zur gemeinen Wirklichkeit stellt. Allerdings hat diese Sorte von naturalistischen Litteraturerzeugnissen kein besseres Schicksal verdient, und man würde ihnen eine zu große Ehre anthun, wenn man sie nach höhern Gesichtspunkten beurteilen wollte.

Es ist schwer, einem Dichter, der sich in dem Schauspiel „Die Ehre“ in der liebevollsten, zärtlichsten Schilderung des Berliner Kokottentums und seines schützenden und bemutternden Anhangs gefallen hat, während für die Zeichnung anständiger, ehrenhafter Menschen nur die verbrauchtesten Schablonen zur Hand gewesen sind, zu glauben, daß er in „Sodoms Ende“ keine andre Absicht als die eines moralischen Strafgerichts gehabt habe. Wir wollen es ihm glauben, aber wir müssen ihm zugleich sagen, daß er diese Absicht mit den verkehrtesten Mitteln zu erreichen gesucht hat, und daß ihm aus diesem Grunde sein Versuch völlig mißglückt ist. Die Figuren, an die er den größten Teil seiner dichterischen Liebe gewendet hat, die schamlose Messaline, die Bankiersfrau, und der von ihren Nezen umgarnte, gänzlich entnervte, von diabolischer Sinnenlust hin und her gehezte Maler Willi Janikow, treten so stark in den Vordergrund des dramatischen und künstlerischen Interesses, daß für die Charakteristik der übrigen Figuren keine Gestaltungskraft mehr übrig geblieben ist. Wie Schatten schleichen sie an uns vorüber, aber nicht schnell wie Gespenster, sondern beschwert von den Bleigewichten der schleppenden Charakteristik, die der Naturalismus braucht, um uns mit Personen bekannt zu machen, deren Seelenleben sich in der Treitmühle einer jedermann geläufigen Alltäglichkeit bewegt oder die bereits so abgewirtschaftet haben, daß sie hoffnungslosem Kretinismus verfallen sind.

Der maßlosen Übertreibung, die ein von der Reklame über alles Maß verwöhnter, jetzt plötzlich von der launenhaften Macht im Stich gelassener Schriftsteller in seiner völligen Unkenntnis der Kraft, die ihn groß gemacht,

gewagt hat, könnte am besten durch die Satire begegnet werden, wenn Deutschland wie Frankreich ein Land wäre, in dem die Lächerlichkeit tötet. Wir sind ernster angelegt, und deshalb bedarf es stärkerer Beweismittel, als sie die Macht allgemeiner Heiterkeit gewährt hat. Wir haben einen Ersatz dafür, indem wir auf Originalität sehen und in Kunst und Litteratur nichts so sehr bemängeln wie die Manier. In seinem Schauspiel „Die Ehre“ hat Sudermann — nicht als der erste, die selige Birch-Pfeiffer hat diesen Pfiff auch schon gekannt, aber mit starker Betonung der gegenwärtigen Verhältnisse — die Bewohner des Vorderhauses in scharfen Gegensatz zu den Insassen des Hinterhauses gebracht, die besitzende oder doch reichlich erwerbende Klasse in Gegensatz zu dem von der Hand in den Mund lebenden Proletariat. Das hat einmal gezündet, obwohl die eine Hälfte nicht Natur, sondern romanhafte Phantasie, die andre Hälfte nicht reine, sondern jene stark übertriebene Natur war, wie sie die Bühne für ihre Wirkungen braucht. Die Keckheit, eine feile Dirne in ihrem gedankenlosen Cynismus auf die Bühne zu bringen, hat Glück gemacht, und das Ostendtheater hat die Frechheit gehabt, in „Zimmermanns Lene“ das weitere Leben der Prostituirten abzumalen. Das ist der geringere Schaden, da solche Dinge sich selbst richten. Aber Sudermann hat ernsthaftere Mitbewerber gehabt: Ernst von Wildenbruch hat in seiner „Haubenlerche“ und Ludwig Fulda in einem dreiaktigen Schauspieler „Das verlorene Paradies“, dessen Konflikt sich gleichfalls zwischen dem Wohlleben des Fabrikherrn und der Not seiner gedrückten Arbeiter bewegt, dasselbe dramatische Gerüst, dasselbe Gegenpiel der Interessen, den gleichen Gegensatz der herrschenden und der leidenden Charaktere benützt. Als Sudermann zum zweitenmale mit seiner sittlichen Entrüstung kam, traf er auf lange Gesichter. Wirkliche Dichter haben solches nicht zu befürchten, sondern nur wagehalsige Spekulant, die vom Übermut eines großen Erfolges geschwellt eine Welt für sich zu haben glauben, die nur dem ihre Mittel gewährt, der sich ihr mit Haut und Haaren verkauft.

